

Interkulturalität interdisziplinär denken

Ansätze zur Erweiterung ihrer Komplexität

DIETER HEIMBÖCKEL

1. Interkulturalität, Interdisziplinarität und ihr Verhältnis. Einleitende Bemerkungen zum Stand der Diskussion

In den zurückliegenden Jahren hat es vermehrt Versuche gegeben, Interkulturalität und Interdisziplinarität zusammen zu denken.¹ Offensichtlich scheint es dafür ein Bedürfnis zu geben, auch wenn es zuweilen so wirkt, als wenn es einer solchen Verständigung gar nicht mehr bedarf. Dass einer verbreiteten Auffassung zufolge mit Interkulturalität zwangsläufig Interdisziplinarität einhergehe (vgl. Hansen 2000: 289) oder diese ihr wesensmäßig sei (vgl. Bohnen 2003: 255), erweckt vielmehr den Eindruck, als wäre allgemein bereits geklärt, was doch im Einzelfall nachweislich klärungsbedürftig ist. Vor diesem Hintergrund überrascht nicht so sehr, dass erst jüngst mehr oder weniger voraussetzungslos Interkulturalität und Interdisziplinarität zu den zentralen strategischen Voraussetzungen in unserer »komplexen und globalen Welt« (Mainzner 2010: VII) gerechnet wurden, sondern dass dies im Kontext eines wissenschaftstheoretischen Sammelbandes zur Interdisziplinarität geschehen ist. Denn wenn an gleicher Stelle von Schlüsselqualifikation und Handlungskompetenz die Rede ist, die zur »Sicherung zukünftiger Märkte und der Lebensqualität einer Gesellschaft« (ebd.) beitragen sollen, so ist damit ein Rahmen beschrieben, den man eher aus bildungspolitischen Strategiepapieren oder aus Handreichungen europäischer Kulturpolitik kennt. Im »Europäischen Jahr des interkulturellen Dialogs« (2008) gehörten Äußerungen wie diese jedenfalls zur Selbstverständlichkeit der EU-Publicity (vgl. Heimböckel 2010).

1 | Vgl. Gutjahr (1998), Zima (2000a), Zimmermann (2005), Schiewer (2009a) u. Yousefi/Fischer (2010).

Wissenschaft, die Wissen schafft, ist freilich niemals unschuldig. Das gilt *nolens volens* für ihre Verfahren ebenso wie für ihre Begriffe. Einen ideologiefreien Dienst an der Sache gibt es nicht. Und für Interdisziplinarität, die ihre Berechtigung unter anderem aus ihrer Funktion als »Expertise zu gesellschaftlich drängenden Fragen« (Potthast 2010: 177) bezieht, sind wissenschaftsexterne Motive in der Erforschung eines bestimmten Gegenstandes regelmäßig von Belang. Entstehungsgeschichtlich und aktuell verhält es sich mit Begriff und Konzept der Interkulturalität im Übrigen nicht anders: Steht der Begriff zu Beginn seiner Verbreitung im Zeichen der praktischen Disziplin der Interkulturellen Kommunikation, »die einen Wissens- und Kompetenzbedarf für internationale Beziehungen nicht nur, aber primär geschäftlicher Art bedient« (Mecklenburg 2008: 91), so fungiert er gegenwärtig als eine Leitkategorie sowohl in den Wissenschaften als auch im gesellschaftlichen und politischen Diskurs. Thilo Sarrazins umstrittenes Buch *Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen* (2010) hat geradezu mustergültig gezeigt, wie man aus seiner Auslegung Kapital schlagen kann.²

Die Parallelen zwischen Interdisziplinarität und Interkulturalität sind damit keineswegs aufgebraucht. Gilt die eine verschiedentlich als »bonum per se« (Löffler 2010: 157), wird für die andere in Anspruch genommen, sie sei eine »unentbehrliche Denknottwendigkeit unserer Zeit«. Vom »Zeitalter der Interkulturalität« (Braun/Scheidgen 2008: 9 u. 24) ist gar die Rede, auch wenn im gleichen Atemzug zugegeben wird, dass kaum Klarheit darüber bestehe, was Interkulturalität bedeute (vgl. ebd.: 14f.), was sie »eigentlich ist bzw. sein soll«, wie es noch vor Kurzem in einem Grundlagenartikel zur *Black Box ›Interkulturalität‹* schlagwortartig formuliert wurde (Földes 2009: 504). Wenn sich Anhänger der Interdisziplinarität hiermit auf der sicheren Seite wähnen, so sei daran erinnert, dass Alan Liu sie schon 1989 als »the most seriously underthought, critical, pedagogical and institutional concept in the modern academy« bezeichnet (Liu 1989: 743) – ein Umstand, an dem sich unter Berücksichtigung jüngster Bestandsaufnahmen offensichtlich wenig geändert hat: »Obwohl Interdisziplinarität seit einigen Jahrzehnten von vielen Seiten gefordert, gefördert und – zumindest dem Anspruch nach – auch praktiziert wird, bleibt es nach wie vor notorisch unklar, was darunter zu verstehen ist.« (Jungert u.a. 2010: XI). Sieht man einmal von der hinlänglich bekannten Rhetorizität solcher Äußerungen ab, so stellt sich ein gewisses Unbehagen nicht nur angesichts der materiellen Förderung von Projekten ein, die mit dem Etikett des Interdisziplinären und Interkulturellen operieren – das bereits erwähnte »Europäische Jahr des interkulturellen Dialogs« wurde beispielsweise mit 10 Millionen Euro budgetiert –, sondern auch mit Blick auf ihre Vereinnahmung und unreflektierte Übernah-

2 | Zur kritischen Auseinandersetzung mit den Thesen von Sarrazin und dem derzeitigen Islam-Diskurs in der deutschen Öffentlichkeit vgl. Bahnert (2011).

me. Ihre Unklarheit scheint dafür geradezu eine ihrer Bedingungen zu sein! Auf der anderen Seite gibt es ein – wie auch immer bestimmtes – Wissen darüber, dass Interkulturalität ohne Interdisziplinarität nicht gedacht werden kann (vgl. Bohnen 2003: 255) und dass umgekehrt »Probleme der Interdisziplinarität nicht von Problemen der Interkulturalität zu trennen sind.« (Zima 2000b: 8)

In der Klärung des einen liegt möglicherweise die Lösung für das andere (*et vice versa*), wobei es weniger um Definitionen als vielmehr um Beschreibungs- und Verfahrensformen geht. Definitionen haben der Interdisziplinarität und Interkulturalität eher geschadet als genutzt, insofern sie nämlich – von ihren begrifflichen Grundbeständen der Disziplin und Kultur ausgehend – jeweils den Entitätscharakter und nicht das Prozesshafte akzentuiert haben. Im Sinne einer auf Verstehen gegründeten Vorstellung von Interkulturalität kann ein solches Vorgehen hilfreich sein; es leistet aber einer Komplexitätsreduktion Vorschub, über die das Verstehen – analog zur todorovschen Triade aus »Verstehen, Nehmen und Zerstören« (Todorov 1985: 155) – tendenziell in einen Akt der Usurpation mündet (vgl. Heimböckel/Mein 2010). Die nachfolgenden Ausführungen verfolgen daher u.a. das Ziel, auf der theoretischen Ebene zu einem interdisziplinär fundierten Begriff von Interkulturalität und damit zu seiner – wenn auch nur umrisshaft skizzierten – neuen Komplexität beizutragen, mit der das Thema des vorliegenden Sammelbandes zusätzlich profiliert werden soll. Anschließend appliziert der Beitrag seine aus den theoretischen Reflexionen gewonnenen Einsichten noch in einem Ausblick auf einen konkreten Gegenstandsbereich, nämlich auf das für diesen Band zentrale Verhältnis von Interkulturalität und Raum im Lichte der Kulturhauptstadtthematik.

2. Zwischen disziplinärer Defizithypothese und eurozentristischer Befangenheit. Die Konzepte ›Interdisziplinarität‹ und ›Interkulturalität‹ in der Kritik

Der Vorwurf der Unklarheit, dem sich Interdisziplinarität ausgesetzt sieht, korreliert häufig mit der Einschätzung, sie lasse sich nur in wenigen Fällen realisieren, weil die Einzeldisziplinen im Grunde nur wenig Gemeinsames aufweisen würden (vgl. Sukopp 2010: 61). Wären sie aber auf Gemeinsames angewiesen, so würde sich prinzipiell die Frage nach ihrem Nutzen stellen. Das Gemeinsame kann zur Not schon in der Einzeldisziplin angelegt sein. Warum also ein Zusammenschluss, bei dem sie unter Wahrung ihrer Eigenständigkeit ein Problem einer Lösung zuzuführen suchen? Von der Problemlösung aus betrachtet, wird Interdisziplinarität dann als wichtig erachtet, »wenn alle Disziplinen allein nicht mehr in der Lage sind, anstehende Forschungsfragen in ihrem Rahmen

zu lösen« (Jahraus 2007: 374). Die disziplinäre Defizithypothese krankt allerdings nicht nur daran, dass sie potentiell den Einzelfächern eine Problemlösungskompetenz zutraut, die sie disziplinär fallweise gar nicht aufzubringen vermögen, sie suggeriert auch, dass es so etwas wie einen archimedischen Vergleichspunkt gibt, auf den sich alle Fächer beziehen können. Darüber hinaus stellt sich die Frage, wie mit einer so verstandenen Interdisziplinarität das Projekt der Kooperation umgesetzt werden kann, wenn die Einzelfächer auf ihrer Kernkompetenz beharren.³ Der Verdacht, dass hiermit Kohäsionsstrategien der Einzeldisziplinen auf die Interdisziplinarität übertragen werden, liegt daher durchaus nahe, wobei es nicht wunder nimmt, dass ihr unter diesen Umständen eine Neigung zur Vereinfachung nachgesagt wird (vgl. Vollmer 2010: 63), weil kohäsiv nur wirken kann, was sich seines nicht integrierbaren Überschusses entledigt. Das wäre die Seite der Interdisziplinarität, bei der man ihr – nicht nur bildlich gesprochen – einen Mangel an interkultureller Kompetenz unterstellen könnte.

Eine Lösung des Problems eröffnet sich auch nicht in Form einer – im Rahmen der Interkulturalitätsforschung ebenfalls verbreiteten – Praxis der Präfix-Verschiebung, indem den Aporien der Interdisziplinarität mit den Mitteln der Transdisziplinarität beizukommen wäre. Geht man davon aus, dass der Unterschied zwischen beiden Vorgehensweisen im Wesentlichen darin besteht, dass in der Transdisziplinarität im Gegensatz zur Interdisziplinarität »ausdrücklich wissenschaftsexterne Fragestellungen und Personen« (Potthast 2010: 4) die Forschung mitbestimmen, so werden damit zwar sowohl die Grenzen zwischen den Disziplinen als auch die Grenzen zwischen Wissenschaft und Außenwelt überschritten; eine solche Grenzüberschreitung ist aber noch lange nicht vor Vereinfachungen und Komplexitätsreduktionen gefeit. Je nach Dringlichkeit und Problemlösungsdruck, die institutionell an die Wissenschaften herangetragen werden, dürfte sogar noch – wie etwa im Bereich der Umwelttechnologie oder der *Public-Health*-Forschung, die als Paradebeispiele für transdisziplinäre Zusammenarbeit gelten – von einer Verstärkung dieser Phänomene auszugehen sein. Der Königsweg, als den man Transdisziplinarität lange Zeit und im Sinne einer neuen, die Wissenschaften von Grund auf revolutionierenden Forschungspraxis betrachtet hat (vgl. Mittelstraß 2003; Balsiger 2005), erweist sich nach Maßgabe dessen als Sackgasse, was an gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Zwängen von außen in sie hineingetragen wird und an intra- bzw. binnenwissenschaftlichen Kohäsionseffekten ungebrochen wirksam ist. Transdisziplinarität ist ein legitimes Verfahren; die in der Interdisziplinarität

3 | So etwa Schiewer (2009b: 68), wenn sie für die interkulturelle Germanistik in Anschlag bringt, dass man im Falle disziplinenübergreifender Zusammenarbeit »immer von den Zentren« des Faches auszugehen habe.

liegenden Unwägbarkeiten werden hier wissenschaftlich jedoch eher reproduziert als gemindert.⁴

Warum aber Interdisziplinarität? Sicher nicht, weil eine Disziplin ›X‹ ein Problem ›Y‹ nicht lösen kann – sonst wäre ›X‹ *per definitionem* keine Disziplin⁵ –, sondern weil es Gegenstände und Sachverhalte gibt, die sich ihrer Anlage nach nicht anders als im »Zwischenreich der Fächer« (Blumenberg 1971: 11) erfassen und beschreiben lassen. Das heißt: Interdisziplinarität ist dort weiterführend, wo sich in ihrem Zwischen des Disziplinären das Zwischen, Übergängige und Vielfältige des Gegenstandes oder Sachverhaltes selbst widerspiegelt. Schon die reine Trennung nach dem eingeschliffenen Zwei-Kulturen-Schema zwischen den Naturwissenschaften einerseits und den Geistes- bzw. Kulturwissenschaften andererseits lässt beispielsweise außer Acht, dass bestimmte naturwissenschaftliche Theorien »nicht nur bestimmte kulturelle Ausdeutungen« nahe legen, »sie enthalten sie von vornherein« (Potthast 2010: 186). Dabei unterliegt das Feld des Kulturellen, insofern »der Gestus der Kultur einer des Vermischens ist« (Nancy 1993: 6), selbst schon einer »hybride[n] Konstellation« (Potthast 2010: 186), die es besonders für interdisziplinäre Forschung prädestiniert. »Es gibt«, so Werner Hamacher,

keine einzige Kultur, die eine autarke, selbstbegründete und suisuffiziente Einheit bilden würde. Jede Kultur kultiviert sich an anderen Kulturen und wird von anderen Kulturen kultiviert. Es gibt nicht eine, die nicht aus der Konfiguration von anderen – und also *a limine* allen anderen – Kulturen hervorgegangen ist und von diesen anderen nicht in jedem Augenblick ihrer Geschichte mitbestimmt und transformiert würde. Und das heißt: Es gibt nicht *eine* Kultur. Kultur ist ein *plurale tantum*« (Hamacher 2011: 127).⁶

4 | Zur Kritik des Konzepts der Transdisziplinarität vgl. auch van Laak/Malsch (2010: 9f.).

5 | Ausgehend von einem allgemeinen Verständnis von Disziplin als »Wissensgebiet oder Untersuchungsfeld, das durch einen Corpus von allg.-verbindlichen Methoden charakterisiert ist« (Schlager 2008: 324), lässt sich die angesprochene Spezifik von Disziplin aus einem umfassenderen Kriterienkatalog herleiten, zu dem nach Defila/Di Giulio (1998: 112f.) ein relativ homogener Kommunikationszusammenhang, ein Bestand an Wissen (Aussagen, Erkenntnisse und Theorien), relevante Forschungsprobleme und eine Menge bestimmter anerkannter Methoden und Problemlösungen gehören.

6 | Ein solches antiessentialistisches Kulturverständnis lässt sich sowohl aus der jüngeren Ethnologie und Kulturanthropologie (Clifford Geertz und James Clifford) als auch aus der Philosophie (Alexander García Düttmann) sowie der poststrukturalistisch inspirierten Postkolonialismustheorie (Homi Bhabha) herleiten (vgl. Rieger/Schahadat/Weinberg 1999 u. Schöning/Weinberg 2004). Bei Todorov (2010: 78) heißt es noch jüngst entsprechend: »Es gibt keine reinen Kulturen einerseits und gemischte Kulturen andererseits; alle Kulturen sind Mischgebilde.« In der Soziologie führt dies aktuell zu ei-

Im »*plurale tantum*« der Kultur liegt das Erfordernis nach ihrer übergreifenden Erforschung begründet. Das heißt in dieser Konsequenz aber auch: Kultur ist epistemologisch nicht anders als interdisziplinär zu denken. Der euro- und ethnozentristisch begründete Einwand gegen den Gebrauch des Kulturbegriffs ist dabei durchaus ernst zu nehmen, indem dessen Historisierung notwendigerweise in seine Reflexion einfließen muss, auch wenn, wie inzwischen aufgezeigt werden konnte, die für den deutschen Kulturbegriff lange maßgebliche Vorstellung Johann Gottfried Herders sich nicht *stricto sensu* auf ihre Tendenz zur organisatorisch-ganzheitlichen Prägung festlegen lässt (Gaier 2007). Gleichwohl ist sie gerade in den heutigen Debatten um Interkulturalität noch allgegenwärtig: »Man gibt sich zwar gerne pluralistisch und möchte alle ›Kulturen‹ in ihrem Eigenwert anerkennen; zugleich aber beharrt man auf universalen Wertmaßstäben, die für sämtliche ›Kulturen‹ gelten sollen.« (Dembeck 2010: 105) In der Kulturtheorie der Gegenwart hat sich demgegenüber eher ein antiessentialistisches Kulturverständnis durchgesetzt. Alle Versuche einer einzelfachlichen Vereinnahmung des Kulturbegriffs betreiben daher entweder einen Etikettenschwindel oder leisten jener Vereinfachung Vorschub, deren sich Interdisziplinarität ihren Kritikern zufolge schuldig macht. Der sich darin äußernde Verdacht einer interdisziplinären Kompromissfindung zu Lasten des disziplinären Spezialwissens muss insofern selbst mit dem Verdacht leben, dass der Nimbus des Einzelfaches vor der Überfrachtung mit Komplexität schützen soll. Nicht von ungefähr ist im Begriff der ›Disziplin‹ das Motiv der Zucht und Ordnung aus der *Disciplina militaris* etymologisch vorgebildet.

Niemand käme allerdings auf den Gedanken, den Begriff der wissenschaftlichen Disziplin oder Disziplinarität aufgrund seiner historischen Semantik abzulehnen. Mit dem Begriff der Kultur verhält es sich, sobald er in das Gefüge des Interkulturellen tritt, jedoch anders. Den Begriff der Interkulturalität lehnt Wolfgang Welsch (um einen seiner einflussreichsten Kritiker zu nennen) deshalb ab, weil er die Prämissen des traditionellen Kulturbegriffs mit sich herumschleppe. Im Gegensatz dazu optiert Welsch für den Begriff der Transkulturalität, weil sich zeitgenössische Kulturen durch Hybridisierung auszeichnen und eine Trennschärfe zwischen Eigen- und Fremdkultur nicht mehr feststellbar sei (vgl. Welsch 2000: 334 u. 337ff.). Dass Transkulturalität ebenfalls nicht ohne den Begriff der Kultur auskommt, interessiert Welsch nicht, auch nicht, dass

nem interkulturell geprägten Verständnis von Kultur: »Die Soziologie bietet zum Thema ›Interkulturalität‹ eine weite Perspektive, indem sie grundsätzlich davon ausgeht, dass Menschen als Handelnde in ihrem Alltag die Wirklichkeit stets als interkulturell erfahren. Sie machen nämlich die Erfahrung, dass die (ihre) Welt nicht ›von vorne herein‹ kulturell eindeutig ist, in ihrer Erfahrung überlagern und kreuzen sich vielmehr unterschiedliche Sinnsysteme und sie sind mit der Gleichzeitigkeit verwirrend widersprüchlicher Wissensbestände konfrontiert.« (Leggewie/Zifonun 2010: 13).

die Präsomption einer hybriden Kultur in der Gegenwart argumentationslogisch eine Kultur-Kohärenz in der Vergangenheit voraussetzt.

In eine ähnliche Richtung geht der gegen das Konzept der Interkulturalität vorgebrachte Einwand, sie suggeriere, dass »mit Hilfe der europäischen Denkkategorien Kulturen weltweit identifiziert, beschrieben und objektiv voneinander abgegrenzt werden können« (Mohn 2005: 21). Sieht man einmal, mit Bernhard Waldenfels, von der Unhintergebarkeit der Tatsache ab, dass Europäer ihrer eurogenen Herkunft ebenso wenig entfliehen können wie ihrem eigenen Leib (vgl. Waldenfels 2000: 245), so verpflichtet gerade diese Tatsache dazu, den Denkkategorien, ihrer Herkunft und ihrem aktuellen Gebrauch deutlicher auf den Grund zu gehen, als dies in der jüngsten Vergangenheit etwa im Theoriefeld der interkulturellen Germanistik geschehen ist. Die Rede vom interkulturellen Identitätswissen, vom geschärften Eigenkulturbewusstsein oder von der Interkulturalität als Denk- und Handlungsnorm (vgl. Wierlacher 2003a u. 2003b) war und ist wenig dazu angetan, bestehende Vorbehalte gegen europäische Ideenbildungen zu entkräften; sie verschärft eher noch das Misstrauen gegen ein Konzept, hinter dessen Fassade der kooperativen Selbstaufklärung und Partnerschaft wissenschaftlich verkappt Hegemonie- und Kolonialisierungsstrategien vermutet werden. Das alles hat jedoch nichts mit Kultur als Entität, sondern mit der Form ihrer Konstruktion zu tun. Kultur war und ist »stets das Produkt einer Konstruktion« (Todorov 2010: 81). Sie ist Teil des Prozesses, dem Kultur seit jeher ausgesetzt ist und der die »Annahme einer ausschließlichen Reproduktion von kultureller Tradierung« ausschließt (Ackermann 2004: 144). So ist Kultur auch kein Ideologiebegriff, mit ihr wird Ideologie gemacht.

3. Erweiterungen einer interdisziplinär ausgerichteten Interkulturalitätsforschung

Im Sinne seiner ursprünglichen Wortbedeutung gilt mit dem Präfix ›inter‹ in Interkulturalität die Bedeutung ›zwischen‹, ›reziprok‹ und ›miteinander‹ als gefestigt (vgl. Scheiffele 2003: 569ff.). Ähnliches gilt für den Begriff der Interdisziplinarität allerdings nicht. Ausgehend davon, dass das Präfix sowohl einen vereinigenden Sinn haben als auch eine Trennfunktion erfüllen kann, stellt Joe Moran diese Ambiguität auch im Feld der Interdisziplinarität fest. **Interdisziplinarität**, so Moran, »can suggest forging connections across the different disciplines; but it can also mean establishing a kind of undisciplined space in the interstices between disciplines, or even attempting to transcend disciplinary boundaries altogether.« (Moran 2002: 15) Angesichts der in der Interkulturalitätsforschung häufig gebrauchten Begriffe wie Alterität, Differenz, Distanz oder Grenze muss es ein wenig verwundern, dass ausgerechnet in ihrem ›inter‹ das

Trennende nicht deutlicher markiert ist. Man ist sich wohl im Klaren darüber, dass mit kultureller Distanz in erkenntnistheoretischer Perspektive und anders als in Huntingtons *Kampf der Kulturen* nicht die Unterscheidung objektiver Eigenschaften zweier Völker oder Gemeinschaften, »sondern gerade das Ergebnis einer Erkundung gemeint ist, die sich in der interkulturellen Begegnung vollzieht und mit der Differenzen überhaupt erst erzeugt werden.« (Hofmann 2006: 12) Wie aber lässt sich, um an Gayatri Chakravorty Spivak anzuknüpfen, das ethnozentrische Subjekt davon abhalten, »sich selbst zu etablieren, indem es selektiv eine/n Andere/n definiert« (Spivak 2008: 69)? Die Frage der Differenz berührt nicht nur einen durch die Hintertür in die Debatte hineingeschmuggelten Essentialismus, sondern die durch sie u.a. bedingte Zurückdrängung von Fragen sozialer und ökonomischer Ungleichheit, indem der Differenz-Begriff der Bewahrung dessen dient, was (uns) von Anderen bzw. Fremden trennt. »The alternative to diversity is sameness«, gibt Walter Benn Michaels (2007: 148) in seiner Abhandlung *The Trouble with Diversity* zu bedenken.

Über den Differenz-Begriff wird so die Vorstellung kultureller Eigenständigkeit vermittelt, die zwar Gleichwertigkeit suggeriert, aber mit dem Begriff der Kultur einer Emanzipation Vorschub leistet, welche, zumindest aus westlicher Perspektive, »bisher immer *auch* eine Emanzipation zur Kultur des Kapitals gewesen ist.« (Hamacher 2011: 132) Das ›inter‹ könnte dazu ein Korrektiv bilden, wenn es im Selbstwiderspruch das intendierte Miteinander gleichzeitig in Frage stellt und das Trennende akzentuiert: das Trennende nicht nur im Sinne sozio-ökonomischer Ungleichheit, sondern auch im Hinblick auf solche Aspekte, die Fragen der Macht und Hierarchisierung sowie der ethnischen bzw. nationalen Konflikte (bis zur kriegerischen Auseinandersetzung) im Feld des Interkulturellen berühren. Denn die vorzugsweise Identifizierung von Interkulturalität und Dialogizität überformt ihr potentielles Scheitern ebenso wie Exklusionsstrategien, die entweder subkutan oder ostentativ über das Interkulturalitätsparadigma ausgetragen werden.⁷

Gleichzeitig lassen sich damit neben und im Gefolge der Interdisziplinarität Erweiterungen verbinden, die den Prozesscharakter von Kultur und das kritische Potential der Interkulturalität deutlicher noch ins Bewusstsein heben. Diese betreffen *erstens die historische Ausweitung des Gegenstandsfeldes*: Mit Ausnahme

7 | Die gegenwärtige Integrationsdebatte in Deutschland und Frankreich liefert dazu in besonderer Weise Anschauungsmaterial, insofern in ihr vor allem ethnisch-kulturelle und nicht sozioökonomische Belange verhandelt werden. In solchen Debatten werden nach Leggewie/Zifonun (2010: 19) zwar gesellschaftliche Institutionalisierungen ausgehandelt, »die der Gesellschaft, auf neue Weise, Sicherheit und Ordnung« verleihen. »Grundlegende Fragen der (Neu-)Verteilung bzw. Sicherung von Machtanteilen werden allerdings in dieser Form öffentlicher Auseinandersetzung in den Bereich des ›Kulturellen‹ verschoben und damit unsichtbar gemacht.«

der Postkolonialen Studien⁸ ist die Interkulturalitätsforschung gegenwartszentriert, so dass diachrone Forschungsansätze und Forschungsprojekte eher eine Minderheit darstellen. »In diesem Zeitalter blendet das Synchron-Räumliche das Diachron-Geschichtliche aus.« (Badwe 2009: 130) So sehr in der Tat unterstrichen werden muss, dass wir im »Zeitalter der Interkulturalität« (Braun/Scheidgen 2008: 24) leben, so wenig kann davon abgesehen werden, dass unter den Voraussetzungen des hier vertretenen Kultur-Begriffs Interkulturalität sich als ein historisch durchgängiges Phänomen erweist. (Die Aufklärung etwa ist kulturgeschichtlich ein interkulturelles Zeitalter *par excellence*.) Eine solche Ausweitung würde nicht nur die Dimension unserer Forschungsarbeit erweitern und damit (ganz pragmatisch) für die Unabhängigkeit von Modekonjunkturen sorgen, sondern auch die Vielfalt und Wandelbarkeit von Kulturen und ihren Prozesscharakter bzw. die Kultur als »*plurale tantum*« historisch erfass- und erfahrbar machen.⁹

Die notwendigen Erweiterungen betreffen zweitens die *Relativierung der Wissensbestände*. Da in modernen Wissensgesellschaften davon ausgegangen wird, dass Nichtwissen reduzierbar und in Wissen auflösbar sei (vgl. Fornet-Batan-court 2007: 133), hegt (insofern) auch die Interkulturalität, ungeachtet anders lautender Ziele, insgeheim die Absicht, an diesem Transformationsprozess des Nichtwissens mitzuwirken. Je mehr aber Interkulturalität vorgibt zu wissen, desto mehr zeigt sich, dass sie nicht (bzw. kaum) weiß und dass sie darüber (worauf bereits hingewiesen wurde) an Kontur verliert. Die Unsicherheit über das, was Interkulturalität bedeutet, ist freilich nicht nur etwas ihr Äußerliches, sondern führt ins Zentrum ihrer kategorialen Zuschreibung mit »dem Fremden« als distinktivem Beziehungsbegriff ersten Ranges. In ihm inkarniert und materialisiert sich das Fremde in »Form eines Außer-ordentlichen« (Waldenfels 1999: 10), über das man nichts weiß und das sich zeigt, indem es sich uns entzieht. Am Wissen geht das Fremde zunichte, weil es im Moment seines Wissens aufhört, seinen Anspruch auf Fremdheit noch einzulösen. Es bringt das Fremde zum Verschwinden, während es im Nichtwissen unangetastet bleibt.

8 | Der Postkolonialismus wird hier als Teilbereich der Interkulturalitätsforschung verstanden. Darauf, dass es in den Postkolonialen Studien auch Tendenzen zur Abgrenzung gibt, »um die Eigenständigkeit in Theorie und Methodik zu betonen«, hat zuletzt Uerlings (2011: 27) aufmerksam gemacht. Die notwendige und noch nicht hinreichend geklärte Frage nach dem Verhältnis von Interkulturalitäts- und Postkolonialismusforschung kann im Rahmen meiner Ausführungen allerdings nicht erörtert werden.

9 | Wenn es zu einer Historisierung des Gegenstandes in den Beiträgen des vorliegenden Bandes auch nur in Grenzen kommt, so hat das naturgemäß thematisch-systematische Gründe, von denen die prinzipielle Notwendigkeit der Erweiterung aber unberührt bleibt.

Im Nichtwissen über das Fremde generiert Interkulturalität ihr grenzüberschreitendes (und vielleicht auch provokatives) Potential. Im gegenwärtigen Kampf um die Vorherrschaft bestimmter Wissensregime in der Real- und Netzwelt ruft das Eingeständnis des »don't know what we don't know« (Wynne 1992: 114) jedoch nicht nur Irritationen hervor; moderne Gesellschaften scheinen (bisher zumindest) politisch, institutionell und normativ darauf nicht vorbereitet zu sein. Nichtwissen und Uneindeutigkeit werden – gleichsam als Unerträglichkeitsformen des Seins – aus dem Wahrnehmungshorizont der Forschungs- und Technologiepolitik ausgeblendet (vgl. Wehling 2006: 333). Das hat Konsequenzen nicht nur für das gegenwärtige Verständnis von Interkulturalität, sondern für das gesellschaftliche Zusammenleben insgesamt:

Der Bestand an gemeinsamem Wissen, mit dessen Hilfe Interaktion routinemäßig bewältigt werden könnte, wird für alle Gesellschaftsmitglieder zunehmend prekär; es treten »Wissensasymmetrien« auf, deren Überwindung sich zusehends schwierig gestaltet; es kommt zu einer Ausdehnung der Zonen, über die man nichts weiß, bei gleichzeitig gegebenen (zumindest potentiellen) vielfältigen Abhängigkeiten und Verflechtungen; und man sucht immer öfter vergebens im gesellschaftlichen Wissensvorrat nach Lösungen für Probleme und findet dabei widersprüchliche Lösungen. Anders gesagt: Einem Individuum wird zunehmend unklar, was »seine Gesellschaft« eigentlich ist, das »Normale« erweist sich zusehends als krisenhaft. (Leggewie/Zifonun 2010: 14)

Wo sich widersprüchliche Lösungen einstellen, ist ein Denken gefragt, das – anders als es die gegenwärtige Diskussion über Sinn und Unsinn der Verbundforschung suggeriert¹⁰ – interdisziplinär ausgerichtet ist. Das heißt nicht, dass im Falle der Interkulturalität ihre Erforschung nicht auch eine einzelfachliche Berechtigung hätte. Ihr Gegenstand, ihr begriffliches Selbstverständnis und allen voran ihr ungesichertes Wissen legen aber ein Vorgehen nahe, das über die Schranken der Disziplinen hinausgeht.

4. Verortungen der Interkulturalität und interdisziplinäre Raumkonzeptionen. Schlussfolgerungen

Wir leben im »Zeitalter der Interkulturalität« – und wir leben im »Zeitalter des Raumes« (Foucault 2006: 317). So hat es Michel Foucault zu Beginn seiner Schrift *Von anderen Räumen* in einer Formulierung, die als eine der Kernaussagen des *Spatial turn* gilt, jedenfalls auf den Punkt gebracht. Da unter dieser

10 | Vgl. hierzu die polemische Kritik von Kaube (2010) auf das Erscheinen der *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* und die Entgegnung von Mein (2010).

Voraussetzung und mit Blick auf die im vorliegenden Sammelband verortete Interkulturalität die Frage nach der urbanen Stadt, dem kulturellen Raum und der kulturellen Identität im Zeichen der Globalisierung prinzipiell anders oder möglicherweise sogar neu gestellt werden muss (vgl. Keller 2000: 10), drängen sich interdisziplinäre Ansätze und Perspektiven zu ihrer Beantwortung förmlich auf. Sie drängen sich deshalb auf, weil angesichts der fachlichen sowie internationalen Ausdifferenzierung des Raumdiskurses die Rückbindung an die Theorieentwicklung und Forschungspraxis jenseits der literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschung unumgänglich ist (vgl. Bachmann-Medick 2009: 312) und so das für die Interkulturalität in Anschlag gebrachte Desiderat fachübergreifender Orientierung aufgrund der Engführung beider Themen eine zusätzlich Begründung erhält.

Der Zusammenhang lässt sich, insofern Interkulturalität als eine Kategorie des sozialen Raums zu denken ist, unmittelbar herstellen: Denn verändern sich die Koordinaten des Raums, verändern sich auch die Grundlagen und Formen interkultureller Kommunikation und Verständigung. Um ein einseitiges Verhältnis zwischen Raum und Interkulturalität handelt es sich nicht. Migration, kulturelle Adaptionen und interkulturelle Transfers mit ihrer Wirkung auf das Alltagsleben und die urbane Wirklichkeit sind naturgemäß ebensolche Produktionselemente der räumlichen Praxis wie jede andere gesellschaftliche Handlung in einem bestimmten Raum auch. Aber auch auf der Ebene der Repräsentationsräume wird Interkulturalität visibel, in den symbolischen Orten der »Begegnung und Vergegnung« (Schroer 2006: 245), wo die Politiken der Ein- und Ausgrenzung greifbar sind. Folgt man Henri Lefèbvre, so sind dies die beherrschten und erlittenen Räume (vgl. Lefèbvre 2006: 336), jene Räume, die man erlebt, die aber andererseits dazu tendieren, von den konzipierten Räumen bzw. von den Raumrepräsentationen bestimmt und dominiert zu werden. Allerdings scheinen das (neue) plurale Verständnis des sozialen Raums und das (häufig beschworene) Erfordernis eines interkulturellen Dialogs in einer global vernetzten und – selbst in überschaubaren Gebieten – pluriethnisch konstituierten Welt auf den ersten Blick nichts zu sein, was einer gegenläufigen Ausrichtung gehorcht. Sie stehen vielmehr in einem Verhältnis der Komplementarität, das aus der Sicht der Wissenschaft wesentliches Movens dafür ist, »ein über Jahrhunderte verbindliches Ordnungsprinzip territorialer Vergesellschaftung und das damit verbundene kulturelle Wissen, auf dem vertraute Fremd- und Selbstbilder beruhen« (Gutjahr 2006: 103), zu verändern.

Die Transformation der Raumsemantik, die im unmittelbaren Zusammenhang mit den nationalen (Wiedervereinigung), europäischen (EU-Erweiterung) und weltweiten Veränderungsprozessen (Globalisierung) steht, ist allerdings kein harmloser, sondern ein vielfach strategisch ausgerichteter Vorgang, der auf komplexe Weise in »die diskursiven Praktiken und institutionellen Ordnungen der Gesellschaft« (Blotvogel 2001: 157) eingelassen ist. So liegt auch der

Einführung von Begriff und Konzept der ›Europäischen Kulturhauptstadt‹, die im Mittelpunkt der nachfolgenden Beiträge steht, eine funktionale und strategische Neu- bzw. Umorientierung zugrunde. Denn als man das Projekt der ›Europäischen Kulturhauptstadt‹ zu Beginn der 1980er Jahre zu entwickeln begann und bereits 1985 mit Athen erstmals umsetzte, sah man in der ›Kulturstadt Europas‹ (wie sie damals noch hieß) vor allem ein Instrument zur Belebung des ins Stocken geratenen europäischen Integrationsprozesses. Damit war zugleich das Ziel verknüpft, den Dialog zwischen den Kulturen in Europa zu fördern und so zu ihrer wechselseitigen Verständigung beizutragen. Nachdem die binnenmarktpolitischen Initiativen zwar die EU wirtschaftlich vorangebracht, aber die Menschen im Rahmen dieser Entwicklung sozial und psychologisch eher vernachlässigt hatten, sollte nach dem Willen des zuständigen EU-Ministerrates die Kultur dieses Versäumnis nachholen: Sie sollte dazu beitragen, die europäische Identität zu stärken und die Bürger von der Notwendigkeit des Einigungsprozesses zu überzeugen.¹¹

Für den hier in Rede stehenden Zusammenhang erinnert die Kulturhauptstadt-Idee daran, dass Räume wie die Kultur nicht einfach da sind, sondern gemacht werden.¹² In der Konstruktion des Wortes ›Kulturhauptstadt‹ wird dieser Zusammenhang des Gemachten bereits offensichtlich. Damit sage ich freilich nichts Neues, sondern unterstreiche nur noch einmal, was spätestens seit Henri Lefèbvre ein Topos der Raumforschung ist: »Jede Gesellschaft«, so sein bekanntes Diktum, »produziert einen ihr eigenen Raum.« (Lefèbvre 2006: 330f.) Verworfen wird damit eine idealistische Konzeption des Raums zugunsten einer Theorie gesellschaftlicher Praxis, »die von den Subjekten und ihren sozialen Beziehungen ausgeht und die Aktionen und Situationen dieser Subjekte analysiert.« (Schmid 2005: 203) Im Gemachten des Raums wird so der Vorbehalt gegen dessen soziale Implikationen bzw. die Frage entschärft, »wie sich soziale, kulturelle oder mentale, also immaterielle Sachverhalte ›verräumlichen‹ lassen, wenn deren Bedeutung physisch-materiellen Gegebenheiten nicht inhärent, sondern ihnen ›auferlegt‹ sei.« (Hess-Lüttich 2009: 118) Der natürliche Raum bzw. der Raum in seiner territorialen Bedingtheit interessiert Lefèbvre nicht mehr; ebenso wenig interessieren ihn binäre Vorstellungen, die sich mit dem Verhältnis von physischem und sozialem Raum oder von Zentrum und Peripherie befassen. Stattdessen sucht er den räumlichen Produktionsprozess als dialektisches Zusammenspiel dreier Raumebenen, als eine »Dreiheit von Wahrgenommenem, Konzipiertem und Gelebtem« (Lefèbvre 2006: 336) zu fassen. Lefèbvre unterscheidet daher zwischen der räumlichen Praxis, den Raumrepräsentationen und den Repräsentationsräumen:

11 | Vgl. zusammenfassend den Beitrag von Jürgen Mittag in diesem Band sowie Mittag (2008).

12 | Die nachfolgenden Ausführungen folgen im Wesentlichen Heimböckel (2011: 37ff.).

Der erste Raum (*spatial practice/l'espace perçu*) ist der wahrgenommene, erlebte und benutzte Raum, den die Akteure in ihrem alltäglichen Leben produzieren und reproduzieren. Der zweite Raum (*representation of space/l'espace conçu*) meint den Raum des Wissens, der Zeichen und der Codes. Es ist der instrumentelle Raum der Technokraten, Stadtplaner und Wissenschaftler. Hierher gehören die von Raumexperten ersonnenen, theoretischen Raummodelle und Raumkonzepte, die auf die Wahrnehmung des Raums in der Praxis einwirken. [...] Der dritte Raum (*spaces of representation/l'espace vécu*) schließlich ist der imaginierte Raum der Bilder und Symbole, in dem auch widerständige und alternative Raummodelle und Raumnutzungen ihren Platz haben. (Schroer 2008: 138; vgl. Lefèbvre 2006: 335ff.)

Was mit diesem Raumverständnis in den Blick gerät, ist nicht nur die soziale Konstitution des Raums. Es eröffnen sich auch Einsichten über seine Funktion und Bedeutung für die Herstellung sozialer Beziehungen, über Formen der Inklusion und Exklusion und – damit aufs Engste verknüpft – über das Zusammenwirken von Herrschaft, Macht und Raum. Ein solches Raumverständnis lässt sich auch für Fragen und Probleme der Interkulturalität fruchtbar machen. Denn dass wir es bei der Wahrnehmung, Konzeption und Lebensgestaltung des Interkulturellen nicht nur mit jeweils unterschiedlichen Akteuren, sondern auf der Ebene der wissenschaftlichen Beschäftigung auch mit zum Teil disziplinär unterschiedlichen Zugriffsweisen zu tun haben, liegt zwar auf der Hand. Gleichwohl ist es aber noch einmal zu betonen, weil in den Reden über Interkulturalität diese Differenzierungen nicht immer deutlich gemacht bzw. zuweilen sogar bewusst vermieden werden. Der Vorwurf der Unklarheit, dem sich Begriff und Konzept der Interkulturalität konsequent ausgesetzt sehen, hat im Wesentlichen mit diesem Mangel an Differenzierung zu tun. Interdisziplinarität kann hier Klärung schaffen, indem sich die Disziplinen wechselseitig über ihre Positionen aufklären und zugleich zur notwendigen Ausdifferenzierung des Gegenstandes im Sinne (s)einer Komplexitätserweiterung (und nicht seiner Verflachung) beitragen.

Die Kulturhauptstadthematik übernimmt in diesem Zusammenhang ausdrücklich nicht die Funktion einer Erfüllungsgehilfin: Sie ist erstens der Gegenstand, an dem sich das Forschungsanliegen interdisziplinär ausrichtet, zweitens eröffnet sich mit ihr aber auch die Gelegenheit, den in den Kulturwissenschaften bereits reflektierten Prozess des *Spatial turn* auch für das Forschungsparadigma der Interkulturalität (*et vice versa*) fruchtbar zu machen: indem nicht nur die Interkulturalität räumlich, sondern auch der Raum interkulturell gedacht wird.¹³

13 | Einen instruktiven Beitrag dazu liefert Terkessidis (2010), indem er sein Konzept der »Interkultur« in den Bezugsrahmen der Stadt stellt.

Literatur

- Ackermann, Andreas (2004): Das Eigene und das Fremde: Hybridität, Vielfalt und Kulturtransfer. In: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 3: Themen und Tendenzen. Stuttgart/Weimar, S. 138-154.
- Bachmann-Medick, Doris (2009): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. 3., neu bearb. Aufl. Reinbek.
- Badwe, Neeti (2009): Vom bipolaren zum bilateralen Kultur- und Literaturverständnis. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 35, S. 129-143.
- Bahners, Patrick (2011): Die Panikmacher. Die deutsche Angst vor dem Islam. München.
- Balsiger, Philipp W. (2005): Transdisziplinarität. München.
- Blotevogel, Hans Heinrich (2001): Die Metropolregionen in der Raumordnungspolitik Deutschlands – ein neues strategisches Raumbild? In: Geographica Helvetica 56, H. 3, S. 157-168.
- Blumenberg, Hans (1971): Wirklichkeitsbegriff und Wirkungspotential des Mythos. In: Manfred Fuhrmann (Hg.): Terror und Spiel. München, S. 11-66.
- Bohnen, Klaus (2003): Interdisziplinarität. In: Andrea Bogner/Alois Wierlacher (Hg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart/Weimar, S. 243-256.
- Braun, Ina/Scheidgen, Hermann Josef (Hg.; 2008): Interkulturalität. Wozu? Hamid Reza Yousefi und Peter Gerdson im Gespräch. Nordhausen.
- Defila, Rico/Di Giulio, Antonietta (1998): Interdisziplinarität und Disziplinarität. In: Jan-Hendrik Olbertz (Hg.): Zwischen den Fächern – über den Dingen? Universalisierung versus Spezialisierung akademischer Bildung. Opladen, S. 111-137.
- Dembeck, Till (2010): X oder U? Herders ›Interkulturalität‹. In: Dieter Heimböckel u.a. (Hg.): Zwischen Provokation und Usurpation. Interkulturalität als (un-)vollendetes Projekt der Literatur- und Sprachwissenschaften. München, S. 104-128.
- Földes, Csaba (2009): Black Box ›Interkulturalität‹. Die unbekannte Bekannte (nicht nur) Deutsch als Fremd-/Zweitsprache. Rückblick, Kontext und Ausblick. In: Wirkendes Wort 59, S. 503-525.
- Fornet-Betancourt, Raúl (2007): Interkulturalität in der Auseinandersetzung. Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (2006): Von anderen Räumen (1974). In: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M., S. 317-329.
- Gaier, Ulrich (2007): Herder als Begründer des modernen Kulturbegriffs. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 57, H. 1, S. 5-18.
- Gutjahr, Ortrud (1998): Interkulturalität und Interdisziplinarität. In: Christine Maillard (Hg.): Du dialogue des disciplines: germanistique et interdisciplinarité. Straßburg, S. 135-149.

- (2006): Von der Nationalkultur zur Interkulturalität. Zur literarischen Semantisierung und Differenzbestimmung kollektiver Identitätskonstrukte. In: Maja Razbojnikova-Frateva/Hans-Gerd Winter (Hg.): Interkulturalität und Nationalkultur in der deutschsprachigen Literatur. Dresden, S. 91-121.
- Hamacher, Werner (2011): *Heterautonomien*. In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 2, H. 1, S. 117-138.
- Hansen, Klaus P. (2000): Interkulturalität: eine Gewinn- und Verlustrechnung. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 26, S. 289-306.
- Heimböckel, Dieter (2010): »Terminologie für gutes Wissen«? Interkulturalität und der neue Geist des Kapitalismus. In: Ders. u.a. (Hg.): Zwischen Provokation und Usurpation. Interkulturalität als (un-)vollendetes Projekt der Literatur- und Sprachwissenschaften. München, S. 41-52.
- (2011): Die Metropolregion als (neuer) interkultureller Raum. In: Ernest W.B. Hess-Lüttich u.a. (Hg.): Metropolen als Ort der Begegnung und Isolation. Interkulturelle Perspektiven auf den urbanen Raum als Sujet in Literatur und Film. Frankfurt a.M. u.a., S. 33-51.
- Heimböckel, Dieter/Mein, Georg (2010): Zwischen Provokation und Usurpation oder Nichtwissen als Zumutung des Fremden. In: Dies. u.a. (Hg.): Zwischen Provokation und Usurpation. Interkulturalität als (un-)vollendetes Projekt der Literatur- und Sprachwissenschaften. München, S. 9-14.
- Hess-Lüttich, Ernest W.B. (2009): *Spatial turn*: Zum Raumkonzept in Kulturgeographie und Literaturtheorie. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 35, S. 114-128.
- Hofmann, Michael (2006): Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung. Paderborn.
- Jahraus, Oliver (2007): Inter- und Transdisziplinarität. In: Thomas Anz (Hg.): Handbuch Literaturwissenschaft. Bd. 2. Stuttgart/Weimar, S. 373-378.
- Jungert, Michael u.a. (2010): Vorwort der Herausgeber. In: Ders. u.a. (Hg.): Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme. Darmstadt, S. XI-XIII.
- Kaube, Jürgen (2010): Multiple Paradigmatase. Eine neue Zeitschrift für Germanistik liegt vor. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 2. Juni 2010 (Nr. 125).
- Keller, Ursula (2000): Einleitung. In: Dies. (Hg.): Perspektiven metropolitaner Kultur. Frankfurt a.M., S. 7-15.
- Laak, Lothar van/Malsch, Katja (2010): Einleitung. In: Dies. (Hg.): Literaturwissenschaft – interdisziplinär. Heidelberg, S. 7-12.
- Lefebvre, Henri (2006): Die Produktion des Raums (1974). In: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M., S. 330-342.
- Leggewie, Claus/Zifonun, Darius (2010): Was heißt Interkulturalität? In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 1, H. 1, S. 11-31.
- Liu, Alan (1989): The Power of Formalism: The New Historicism. In: English Literary History 56, H. 4, S. 721-771.

- Löffler, Winfried (2010): Vom Schlechten des Guten: Gibt es schlechte Interdisziplinarität? In: Michael Jungert u.a. (Hg.): Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme. Darmstadt, S. 157-172.
- Mainzner, Klaus (2010): Geleitwort: Interdisziplinarität und Schlüsselqualifikationen in der globalen Wissensgesellschaft. In: Michael Jungert u.a. (Hg.): Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme. Darmstadt, S. VII-IX.
- Mecklenburg, Norbert (2008): Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik und interkulturelle Literaturwissenschaft. München.
- Mein, Georg (2010): Germanisten-*Bashing*. Eine Replik auf Jürgen Kaube. In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 1, H. 2, S. 147-150.
- Michaels, Walter Benn (2007): The Trouble with Diversity. How We Learned to Love Identity and Ignore Inequality. New York.
- Mittag, Jürgen (2008): Die Idee der Kulturhauptstadt Europas: Vom Instrument europäischer Identitätsstiftung zum tourismusträchtigen Publikumsmagneten. In: Ders. (Hg.): Die Idee der Kulturhauptstadt Europas. Anfänge, Ausgestaltung und Auswirkungen europäischer Kulturpolitik. Essen, S. 55-96.
- Mittelstraß, Jürgen (2003): Transdisziplinarität – wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit. Konstanz.
- Mohn, Jürgen (2005): Probleme der Interdisziplinarität und Interkulturalität. In: Bernhard Zimmermann (Hg.): Interdisziplinarität und Interkulturalität. Beiträge zum Zweiten Internationalen Tag. München/Mering, S. 21-32.
- Moran, Joe (2002): Interdisciplinarity. London.
- Nancy, Luc (1993): Lob der Vermischung. In: Lettre international, H. 21, S. 6-7.
- Pothast, Thomas (2010): Epistemisch-moralische Hybride und das Problem interdisziplinärer Urteilsbildung. In: Michael Jungert u.a. (Hg.): Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme. Darmstadt, S. 173-191.
- Rieger, Stefan/Schahadat, Schamma/Weinberg, Manfred (1999): Interkulturalität – zwischen Inszenierung und Archiv. Vorwort. In: Dies. (Hg.): Interkulturalität. Zwischen Inszenierung und Archiv. Tübingen, S. 9-26.
- Scheffele, Eberhard (2003): Interkulturelle Germanistik und Literaturkomparatistik: Konvergenzen, Divergenzen. In: Andrea Bogner/Alois Wierlacher (Hg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart/Weimar, S. 569-576.
- Schiewer, Gesine Leonore (Hg.; 2009a) Interkulturelle Germanistik. Disziplinäre Kooperation in internationalen Feldern. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 35, S. 63-223.
- (2009b): Interkulturelle Germanistik – Disziplinäre Kooperation in internationalen Feldern. Kulturwissen – Informationstechnologie – Wirtschaftspraxis. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 35, S. 63-80.
- Schlaeger, Jürgen (2008): Interdisziplinarität. In: Ansgar Nünning (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. 4., akt. u. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar, S. 324f.
- Schmidt, Christian (2005): Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefèbvre und die Theorie des Raumes. Stuttgart.

- Schöning, Matthias/Weinberg, Manfred (2004): Ironie der Grenzen – Horizonte der Interkulturalität. In: Aleida Assmann u.a. (Hg.): Positionen der Kulturanthropologie. Frankfurt a.M., S. 196-222.
- Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt a.M.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien.
- Sukopp, Thomas (2010): Interdisziplinarität und Transdisziplinarität. Definitionen und Konzepte. In: Michael Jungert u.a. (Hg.): Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme. Darmstadt, S. 13-29.
- Terkessidis, Mark (2010): Interkultur. Frankfurt a.M.
- Todorov, Tzvetan (1985): Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen. Frankfurt a.M.
- (2010): Die Angst vor den Barbaren. Kulturelle Vielfalt versus Kampf der Kulturen. Hamburg.
- Uerlings, Herbert (2011): Interkulturelle Germanistik/Postkoloniale Studien in der Neuen deutschen Literaturwissenschaft. Eine Zwischenbilanz zum Grad ihrer Etablierung. In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 2, H. 1, S. 27-38.
- Vollmer, Gerhard (2010): Interdisziplinarität – unerlässlich, aber leider unmöglich? In: Michael Jungert u.a. (Hg.): Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme. Darmstadt, S. 47-75.
- Waldenfels, Bernhard (1999): Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden I. 2. Aufl. Frankfurt a.M.
- (2000): Zwischen den Kulturen. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 26, S. 245-261.
- Wehling, Peter (2006): Im Schatten des Wissens? Perspektiven der Soziologie des Nichtwissens. Konstanz.
- Welsch, Wolfgang (2000): Transkulturalität. Zwischen Globalisierung und Partikularisierung. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 26, S. 327-351.
- Wierlacher, Alois (2003a): Interkulturalität. In: Andrea Bogner/Ders. (Hg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart/Weimar, S. 257-264.
- (2003b): Interkulturelle Germanistik. Zu ihrer Geschichte und Theorie. Mit einer Forschungsbibliographie. In: Andrea Bogner/Ders. (Hg.): Handbuch interkulturelle Germanistik. Stuttgart/Weimar, S. 1-45.
- Wynne, Brian (1992): Uncertainty and environmental learning. Reconceiving science and policy in the preventive paradigm. In: Global Environmental Change 2, S. 111-127.
- Yousefi, Hamid Reza/Fischer, Klaus (2010) (Hg.): Interkulturalität. Diskussionsfelder eines umfassenden Begriffs. Nordhausen.
- Zima, Peter V. (Hg.; 2000a): Vergleichende Wissenschaften. Interdisziplinarität und Interkulturalität in den Komparatistiken. Tübingen.
- (2000b): Vorwort. In: Ders. (Hg.): Vergleichende Wissenschaften. Interdisziplinarität und Interkulturalität in den Komparatistiken. Tübingen, S. 7-14.

Zimmermann, Bernhard (Hg.; 2000): Interdisziplinarität und Interkulturalität. Beiträge zum Zweiten Internationalen Tag. München/Mering.